

Eine gekürzte Fassung erschien in:

Kurt Ludewig, Günter Reich:

“Es kann auch anders sein” - Ein Gespräch.

Kontext 40 (4), 387-398, 2009.

„ES KANN AUCH ANDERS SEIN...“

INTERVIEW MIT KURT LUDEWIG AM 20. 10. 2008

DAS GESPRÄCH FAND IM ARBEITSZIMMER VON KURT LUDEWIG IN MÜNSTER STATT. GÜNTER REICH BESUCHTE IHN UND VERBRACHTE EINEN GANZEN VORMITTAG IM GESPRÄCH MIT IHM. ES FOLGT EIN UNGEKÜRZTES TRANSKRIPT MIT GERINGEN STILISTISCHEN ÄNDERUNGEN.

G.R.: Vielleicht anknüpfend an das Gespräch im Auto. Eine Frage die mich beschäftigt hat auch im Lauf der Zugfahrt ist, Du bist ja sehr lange in Institutionen tätig gewesen. 1974 bis 2004. 30 Jahre. Das ist ja eine lange Zeit und du bist ja ein sehr prominenter systemischer Therapeut. Du hast ja auch sehr bekannte Bücher geschrieben und Lehrtätigkeit sehr lange in dem Bereich ausgeübt und auch Funktionen ausgeübt in Verbänden und riesige Tagungen mitorganisiert usw.. Was ich mich gefragt habe ist, warum bist du nicht irgendwann mal, wie es viele andere gemacht haben, aus den institutionellen Kontext ausgestiegen und hast dich dann nur auf die Fort- und Weiterbildung konzentriert? Wie gesagt, was ja viele gemacht haben. Oder vielleicht auch noch machen. Das war so etwas was mir durch den Kopf gegangen ist.

K.L.: *Es gibt unterschiedliche Stränge zur Erklärung zu einer Gesamterklärung. Also die einfachste Erklärung wäre eine persönliche. Ich hab mich in der Klinik immer sehr wohl gefühlt und hatte auch ein sehr sicheres Gefühl in der Klinik und ich dachte, gerade in Hamburg – damals Kinder- und Jugendpsychiatrie bei Frau Schönfelder und dann noch die Interimszeit, wo wir vier Jahre ohne Leitung gewesen sind. Das war eine sehr produktive, eine sehr schöne Zeit. Aber für die Ärzte draußen eine Zumutung. Die wussten nicht, an wen sie sich wenden dürfen u. so. Und ich dachte, ich hätte genügend gute Sachen schon gemacht, so dass ich das in einer relativ sicheren Position her hatte, die war schon theoretisch unkündbar. Also ich hätte mir denken können bis in Rente in dieser Klinik zu bleiben. Ob nun in Hamburg, wo ich mich sehr wohl fühlte wo die ganze Familie und Freundschaftskreise und das alles war. Aber dann kam die neue Leitung nach Hamburg und die war nicht pro systemisch sondern eher anti. Und die hat uns vier systemische Therapeuten, die da meist gearbeitet haben, innerhalb eines halben Jahres alle entweder rausgemoppt oder*

raushabilitiert, oder was auch immer. So dass dann eine völlig andere Klinik entstanden, mit viel jüngerem Personal und so, entstanden ist. D. h., ich war kurz vor 50, damals. Dann kam die Frage: Was mach ich? Ich hätte mich vielleicht in Hamburg niederlassen können. Ich hatte aber keine Kassenzulassung habe nie die Dinge gelernt, die man lernen sollte, um die Kassenabrechnung zu können. Das war das eine. Ich hatte zwei kleine Kinder. Das ist schon ein etwas unsicheres Gebiet (Terrain). Das andere war, dass das Institut in Hamburg, das sehr gut funktionierte und nach wie vor gut funktioniert, war konzipiert worden, von einer Reihe von Kollegen, die alle woanders gearbeitet haben. Es gab einen einzigen, der nur am Institut gearbeitet hat, der sozusagen die Geschäftsführung gemacht hat und so. Und wenn ich da geblieben wäre, hätte ich mich im Institut niederlassen müssen und dann wären wir beide in irgendeiner Form von Konkurrenz begonnen und das wollte ich nicht. Das war auch nicht der Sinn der Sache. Wir verstanden uns gut und dann wäre böses Blut womöglich entstanden. Das ist der eine Aspekt.

Der zweite Aspekt, ich glaube das ist vielleicht biographisch auch kennzeichnend. Mein Vater ist nach Chile ausgewandert und hatte eine ziemlich hohe Position in Chile, in einer sehr großen Firma. Und der hatte irgendwann auch mal mit 50 so herum, die Möglichkeit sich zu verselbstständigen. In der Generalvertretung für irgendeine deutsche Firma in Chile. Er hat sich nicht getraut, weil die Sicherheit des Angestelltenverhältnisses, wo er mehr oder weniger viel verdient u. all das, so sehr gereicht hat. Ich glaub, das spielt bei mir auch eine Rolle. Dieses Gefühl, bei allem was mir wichtig ist, neue Dinge zu machen und so, brauch ich einen sicheren Untergrund. Vielleicht gerade in einer Gesellschaft, in der ich nicht hineingeboren worden bin. Wo ich also ziemlich auf mich selbst gestellt war. Mit zwei Kindern u. so.. Ich hab mich nicht getraut. Und dann gab es diese Möglichkeit, nach Münster zu gehen und da hab ich dann zugegriffen und war dankbar. Ich habe sozusagen zwei Leben gelebt. Ich habe einmal in der Klinik, da hab ich immer 40 Stunden gearbeitet und die hab ich echt gearbeitet und nicht wie der neue Chef damals gemeint hat, ich würde lügen. Und dann noch das Institut hier, d. h. ich habe sehr viel gearbeitet damals.

G.R.: Was mich beschäftigt. Ich bin ja auch an einer Institution geblieben. Ob da nicht auch die Rolle spielt, die diese besondere Art von Vernetzung, die man dann doch eher in so einem Rahmen hat also für mich z. B.. Ich persönlich sehe da sehr viele interessante Patienten, die ich ja nicht sehen würde, wenn ich niedergelassen wäre, weil ich dann mehr sortieren würde und habe den Austausch mit anderen, mit Studenten und Kollegen und auch mit Kollegen die anders denken und spielt das nicht auch eine Rolle.

K.L.: *Eine ganz wichtige Rolle, aber ich weis nicht, ob die primär oder sekundär ist. Das ist schwer zu sagen. Ich habe immer Spaß in der Klinik gehabt, weil es viele verschiedene Dinge gab, die gleichzeitig abliefen. Die Krankenversorgung und die Gruppendynamik bei den Mitarbeitern, die Auseinandersetzung mit der Leitung und all so was. Und man hatte auch eine sehr gute Visitenkarte. Also wenn man zu*

Kongressen oder so etwas eingeladen wurde, wird man eher eingeladen, wenn man aus der Universität XY kommt, als Privatmann von der Straße so und so. Insofern war es und ich hatte auch noch Zugang zur Bibliothek und all solche Sachen. Das war schon reizvoll. Und ich hab das auch sehr genossen im Jahre 1974 bis 1992. In Hamburg, ich war mittlerweile so eine Art elder stateman da, und ich hatte viele Freiheit und konnte viel bestimmen, und das war sehr angenehm. Obwohl ich kein Recht dazu hatte. Es war nur so eine durch Gewohnheitsrecht erworbene Möglichkeit (Reich: gewachsene). Aber die galt nicht und die konnte man jeder Zeit zurückdrehen. Und man hat sie auch zurückgedreht.

G.R.: Ich muss auch sagen, deswegen find ich es auch bemerkenswert, weil ich mit einem gewissen Bedauern feststelle, dass viele Kollegen sich aus diesen öffentlichen Sektoren rausgezogen haben, weil das andere einfacher erscheint und weil es finanziell lukrativer erscheint und was ich sehr ungünstig finde. Aber weil natürlich die Möglichkeit, jetzt in dem Fall systemisches Ideengut zu verbreiten ja in Institutionen noch mal eine andere ist als im privaten Rahmen.

Weil man auf Interessierte stößt.

K.L.: *Das stimmt. Ich hätte nie und nimmer in einer Praxis arbeiten können. Das hätte ich nicht ausgehalten.*

G.R.: Aber die Weiterbildung.

K.L.: *Ja, das schon. Dann hätte mir, glaube ich, auch viel gefehlt. Also ich hab schon in auch in Münster, obwohl ich dort nicht so glücklich war und die Situation nicht so günstig war. Ich hab dann noch diesen Teil Klinik gehabt, der mich auch sehr ausgefüllt hat und auch sehr gut war. Der mich sehr beschäftigt hat. Also ich definiere mich als Kliniker. Ich hab sogar Angebote gehabt, mich mehr so in die Organisationsberatung und solche Dinge mit einzubeziehen. Das ist nicht meine Welt.*

G.R.: Also deine Welt ist tatsächlich die Klinik gewesen. Also so ähnlich geht es mir auch.

K.L.: *Ich hatte auch angefangen Medizin zu studieren als junger Mann. Aber ich hab es aufgegeben nach einem halben Jahr. Ich bin krank geworden und dann passte es nicht mehr. Aber mein Ziel war immer Psychiater zu werden. Und wenn man sich mal gemerkt hat, was ich alles lernen müsst, um Psychiater werden zu können, da ich hatte ich dann keine Lust mehr. Und dann bin ich abgewandert davon.*

G.R.: Aber du hast doch wahnsinnig viel gelernt. Allein was da an schriftlichen Äußerungen da ist. Das ist ja mehr als

K.L.: *Dann hätte ich Histologie und Hygiene u. sonst was lernen müssen, im Studium meine ich jetzt.*

G.R.: Diese Dinge. Diese engen naturwissenschaftlichen Dinge.

K.L.: *Im ersten Semester in der Medizin hatten wir Mathematik, Chemie, Physik und Biologie. Und das wollte ich nicht.*

G.R.: Wie bist du denn nach Hamburg zurückgekommen?

K.L.: *Zurückgekommen. Kann man das so deuten? Aber ich glaube, das ist nicht so richtig. Es ist so, dass ich – ich bin in Chile geboren und auch dort ...*

G.R.: Ganz andere Gegend? Ja

K.L.: *Ja und Nein. Man muss sich vorstellen, dass es im Süden von Südamerika und das Klima in Valparaiso ist ungefähr so wie zwischen Frühjahr bis Herbst in Hamburg. So in etwas. Mit ein bisschen mehr Sonne im Sommer. Aber das ist nicht heiß. Und es gibt sehr viele Ausländer in Valparaiso. Es ist ja eine Hafenstadt. Da gibt es Italiener, Portugiesen, Griechen, Franzosen, Engländer, Deutsche. Kosmopolitisch da unten. Ich war selbst in einer englischen Schule. Ich habe Englisch gelernt als Kind, als sehr kleines Kind schon. In einer sehr versnobten Art von in England würde man sagen public school. Also mit Uniform, vielen Regeln, Meetings und solchen Sachen. Rugby natürlich. Und so bin ich aufgewachsen. Ich bin im Grunde genommen, wenn man so will, in Chile aufgewachsen aber in einem besonderen Chile. Weil ich habe immer so behauptet, in USA als ich dort lebte, zwei Jahre lang, dass in Chile ungefähr die Hälfte der Menschen blond seien. Die Hälfte der Menschen die ich kannte, waren blond. Aber nicht die Chilenen. Ich bin dann früh von Chile gegangen, nachdem ich alles ausprobiert hatte, was man ausprobieren konnte. Ich hatte sogar versucht Psychologie zu studieren. Und ich hatte mir viele Dinge verbaut. War ein bisschen schwierig als Jugendlicher. Und dann blieb mir nichts anderes übrig, als was anderes zu machen. Dann bin ich kurz zur See gefahren und habe ich wieder gemerkt, dass es nicht das ist, womit ich mein Leben verbringen will. Dann habe ich mich entschlossen ins Ausland zu gehen. Da bin ich mit 20 in die USA gegangen, ohne Papiere und mit ganz wenig Geld. Sehr abenteuerlich. Aber ich hatte einen Bruder in LA. Dann habe ich erst einmal bei ihm ein paar Wochen gewohnt und bis dann meine Schwägerin mich dann raus gebeten hat. Die hatte sich von Chile getrennt, nicht dafür, dass die Familie nachkommt. So bin ich dann Tankstellenanwärter eine Weile dann gewesen. Und dann bin ich Bankkassierer gewesen. Zwischendurch bin ich ein bisschen am Abend am Kollege gewesen, bisschen Anthropologie gelernt. Und dann kam der Vietnamkrieg und weil ich eine Greencard hatte, hätte ich dann Soldat werden müssen und Wann war der Beginn des Vietnamkrieges 1965. 30.000 Berater, wie sie hießen damals, und eine halbe Million Soldaten hochgegangen sind. Und da haben sie alle, die stehen und gehen konnten hingeschickt. Und so habe ich dann zugesehen, dass ich durch alle Hand komplizierter Wege – die zu lang wären, um sie zu erklären – doch noch nach Europa gegangen bin. Zunächst einmal nach Bayern. Wo ich dann deutsch gelernt habe. Ich konnte kein deutsch als Kind. Ich habe erst deutsch hier gelernt.*

G.R.: Wie wurde bei euch in der Familie gesprochen?

K.L.: *Spanisch. Mein Vater mit einem sehr starken deutschen Akzent aber spanisch. Und meine Mutter war anglophil, aber die sprach mit mir nicht englisch. Die mochte alles Englische, die war Chilenin. Und ja dann kam ich nach Deutschland. Hab ich in einem Dorf in Oberbayern Goethe-Institut zwei Monate gemacht und im Dezember 1965 bin ich dann nach Hamburg gegangen, um den Rest meiner Familie kennen zu lernen. Die Verwandten meines Vaters. Er war ja gebürtiger Hamburger. Und da besuchte ich einen jungen Mann, den ich kennen gelernt hatte in diesem Dorf in Bayern. Einen Norweger. Der studierte in Hamburg BWL, glaube ich. Dann gingen wir spazieren gemeinsam. Dann gingen wir an der Universität vorbei und gingen wir so gucken, wie es da aussieht. In diesem Hauptgebäude in der Edmund-Siemers-Allee, und da gab es ein Schild „Immatrikulationsbüro“. Und das konnte man ja verstehen, auch weil es im spanischen genau so geheißen hätte. Dann habe ich gefragt, wie es wäre, wenn ich in Deutschland studieren wollte. Aus Jux und Dollerei. Ich hatte kein Geld und ich hatte auch keine Pläne in dieser Richtung. Ich hatte für mich schon aufgegeben, dass ich je studieren würde. Dann haben sie mir erzählt, dass wenn ich chilenisches Abitur habe, dass dies als gleichwertig anerkannt werden würde. So habe ich dann einen Zettel ausgefüllt, für das Studium der Psychologie in Hamburg. Ich habe es abgegeben und ich schwöre zwei Minuten später hatte ich das vergessen. Das war ein Jux, das war ein Spaß. Ich hatte meine Adressen in Bayern gegeben, weil ich dann im Januar 1966 wieder zurück nach Bayern gegangen bin um diesen weiteren Kurs in Deutsch zu machen. Ich hatte gedacht, ich mache erst sechs Monate Goethe-Inst. und dann will ich mal sehen, was ich mit Englisch und Spanisch und Deutsch und ein bisschen Französisch auch in der Welt anfangen kann. Ich hatte Geld bis Ende dieser sechs Monate. Und dann war sense. Dann müsste ich arbeiten. Im Januar 1966 bekam ich einen Brief von der Universität Hamburg, Indem sie mir in einer mir völlig unverständlichen Sprache irgendetwas mitteilten. Ich bin zum Lehrer gegangen, der hat es mir übersetzt nämlich dass ich aufgenommen worden sei und zwar als ordentlicher Student der Psychologie. Ich musste nachdenken, wie kommen die dazu. Und fing ich an zu überlegen, dass ich diesen Zettel abgegeben hatte und dann war das eine Kreuzung im Weg, wo man sich entscheiden muss. Ich habe das meinem Vater erzählt und der war sofort total glücklich, dass sein Sohn in Hamburg studiert. Auch dass er sich stabilisiert. Und hat mir finanzielle Hilfe angeboten. So bin ich nach Hamburg gegangen und habe dort Psychologisch studiert. So entstand das. Wenn sie mich in Berlin, wo ich auch – glaub ich – einen Zettel abgeben habe, aufgenommen hätten, wäre ich möglicherweise in Berlin gelandet. Ein Zufall, der keiner ist, eine Mischung zwischen zwischen Zufall und Notwendigkeit.*

G.R.: Ja, das ist ja sehr interessant. Find ich jetzt auch na ja in Bezug auf systemische Überlegung. Wie beeinflussbar sind Prozesse und welche Variablen spielen da unter Umständen eine Rolle und wie dieses Problem der instruktiven Interaktion spielt da ja auch rein in gewisser Hinsicht.

K.L.: *Es scheint eine Intervention zu sein, die eine Menge von Affekten hat. Dieser kleine Zettel hat das Leben verändert und definiert. Vielleicht wäre ich sonst auf Mallorca gelandet.*

G.R.: Es ist schon sehr spannend. Wieso kleine Dinge dann große Wirkungen haben können. Dann doch sehr viel bahnen können. Auf der anderen Seite große Dinge auch wenig Wirkung haben. Von denen man sich dann viel verspricht. Aber dass von denen man sich so bewusst nichts verspricht, dann eine Kettenreaktion nach sich ziehen.

Die Verbindungen zu Chile sind ja doch sehr eng geblieben. Einmal Maturana, Varela, diese Arbeiten, die du ja auch im Deutschen sehr mit verbreitet hast.

K.L.: *Ich würde nicht sagen, geblieben, sondern entstanden.*

G.R.: Sogar entstanden.

K.L.: *Ich kannte diese Menschen gar nicht. Es ist so, dass ich, also 1981 war ich bei einen von diesen Kongressen in Zürich, den Rosemarie Welter-Enderlin organisiert hat und Joseph Duss von Werth. Warst du da 1981?*

G.R.: Nein, 81 war ich nicht da.

K.L.: *Das war wirklich genial, da hat der Paul Dell einen Vortrag gehalten in den er Stück für Stück alles demontiert hat, was bis dahin in der Familientherapie als theoretische Konzepte hoch und heilig gewesen waren. Homöostase, Information. Und ich war total begeistert, weil es irgendwie hinein passte in das, was wir angefangen hatten, schon damals in Hamburg auszuprobieren. Und da hatten wir sozusagen Hintergrund dafür. Und er hatte zwei Namen genannt, Maturana und Varela, die er bei irgendeiner Konferenz in San Francisco erlebt hat. Und ich wusste an dieser Stelle, ohne diese Namen je gehört zu haben, dass die Chilenen sind. Frag mich nicht, warum und wieso, dass war eine von diesen Ideen, die man so hat. Und ich hab dann erfahren, dass die tatsächlich in Chile sind, und hab versucht, Kontakt mit ihnen aufzunehmen. Das klappte aber nicht. Humberto antwortete sehr ungerne. Und dann bin ich 1984 nach Calgary gegangen zu einer Tagung, die Karl Tomm organisiert hat. Und der hat das so freundlich gemacht, dass alle, die aus dem Ausland kamen plus ein paar geladene Gäste wie Lyman Wynne, Harry Goolishian, lauter hochkarätige Leute durften an den Pre-Konferenz teilnehmen. Die dauerte zwei, drei Tage und dann wurden sozusagen, da waren Humberto Maturana und Heinz von Förster auf der einen Seite und die Italiener Gianfranco Cecchin und Luigi Boscolo auf der anderen. Und wir haben dann jeweils Sachen vorgestellt und Therapien gemacht und die sind videotaped worden und kommentiert worden. Es wurde sozusagen die Konferenz, die etwas später stattfinden sollte, vorbereitet. Und ich durfte an dieser Vorbereitung teilnehmen, weil ich vom Ausland kam. Da habe ich Humberto Maturana kennen gelernt und wir sind dann in der Pause zwischen der Pre-Konferenz und der Konferenz spazieren gegangen. Er hat mir sozusagen sein Vormittag geschenkt. Wir saßen da, das muss so zwei bis drei Grad unter 0 gewesen sein, am Stadion eine Footballclubs. Und da haben wir uns unterhalten über Chile.*

Und hat er begonnen mir Sachen zu erzählen. Und ich hatte zwischen 1970, wo ich zuletzt in Chile gewesen war, und 1984 praktisch alle Verbindungen nach Chile abgebrochen. Höchstens zu meinem Vater und meiner Mutter noch beibehalten. Und nach dem Putsch 1973 vollständig mich getrennt von Chile. Ich hatte das Gefühl, ich will mit diesem Land, wo so etwas passiert, nichts zu tun haben. Das ist die Zeit, wo ich meine deutsche Staatsangehörigkeit angenommen hab, die ich von Geburt habe. Die ich aber bis dahin nicht in Anspruch genommen habe. Weil mein Vater Hamburger war, also Deutscher war, als ich geboren wurde. Dann hat er mir von Chile erzählt. Und es entstand in mir eine derartige Sehnsucht, es wurde fast krankhaft, dass ich direkt meinen Vater kontaktierte, Gott sei Dank hat er uns eingeladen dann Ende 1984 nach Chile, und wir haben dann dort vier Wochen da verbracht, mit den Kindern. Die damals noch klein waren. Hier ist ein Foto von der Zeit, als wir da waren. Das ist genau in dieser Zeit 1984. Dann habe ich längere Zeit mit Humberto gesprochen, sogar einen ganzen Tag lang. Ein Interview mit ihm geführt, was jetzt im Systemmagazin in der deutschen Fassung erschienen ist. Die Übersetzung. Ich hatte das Buch: Baum der Erkenntnis übersetzt. Nein, ich hatte es gelesen und nicht übersetzt. Er danach kam der Auftrag, es zu übersetzen. Aber es gab viele Dinge, die ich nicht verstehen konnte. Und deshalb wollte ich diese mit ihm besprechen. Von ihm erklärt bekommen. Und dieses Buch war eine einzige Befragung des Autors. Wie kann man das verstehen, was heißt eigentlich Autopoiese 2. Ordnung usw. Und da hat er sich die Mühe gemacht, den ganzen Tag lang zu reden, und das hab ich dann aufgenommen und ein Buch in Chile herausgegeben und jetzt die Übersetzung auf Deutsch. Das war der Beginn unserer Beziehung. Jetzt sind wir sehr gute Freunde geworden. Ich hab ihn häufig nach Hamburg eingeladen. Wir haben uns wieder getroffen, waren auch auf Kongressen. Varela war auch da. War damals schon in Paris. Und der kam dann nach Hamburg auch. Es gibt auch viele nette Erinnerungen, die gemeinsam waren. Insofern war es eine Wiederanknüpfung an meine chilenische Herkunft. Über Humberto Maturana entstanden.

G.R.: Zur Familie bestand dann nur brieflicher und telefonischer Kontakt. Die ganze Zeit? Oder.

K.L.: *Telefonisch nicht. Telefonisch war damals unmöglich, zu teuer. Zu meinem Vater hatte ich Kontakt, zu meiner Mutter weniger. Ich hatte eine etwas komplizierte Beziehung zu ihr. Mitunter weil ich weggegangen bin aus Chile, glaube ich. Aber muss ich jetzt nicht*

Ja mit meinem Vater hatte ich brieflichen Kontakt. Die sind in den Jahren, wo ich im Ausland war, zwei, dreimal hier in Europa gewesen. Und ich habe dann 1970 vier Monate in Chile gelebt und meine Diplomarbeit für das Psychologiestudium da gemacht. Ich hab das Eysenck Personality Inventory auf Spanisch übersetzt und an 1400 Kindern ausgetestet. Das war schon eine ziemliche Arbeit.

G.R.: Das kann ich mir vorstellen.

K.L.: *Aber schwierig, weil Chile ist nicht Chile. Chile besteht mindestens zwei oder dreimal. Es sind mindestens zwei soziale Gruppierungen, die besser Gestellten und die weniger besser Gestellten und die leben unterschiedliche Welten. Insofern, wenn man da einen Test normieren will, dann muss man mindestens repräsentative Stichproben für beide Welten haben und insofern musste ich viele Kinder haben.*

G.R.: Ja, das klingt nach viel Arbeit. Hamburg. Ich verbinde mit Hamburg und der Psychologie auch immer Tausch.

K.L.: *Meine Leitfigur war Hoffstätter damals. Bei dem hab ich auch promoviert. In Sozialpsychologie. Er war alles. Er war einer von diesen letzten Allroundpsychologist. Er kannte sich in der Philosophie aus. Er kannte Freud persönlich. Weil Freud und sein Vater bekannt waren usw.*

G.R.: Hoffstätter, den hatten wir auch noch im Studium. Ich hab in den 70igern studiert. Ich habe in Göttingen studiert. Von der Literatur – also nicht persönlich.

K.L.: *Hamburg war interessant, weil Hoffstätter einerseits sozusagen der Vater der empirischen Psychologie in Deutschland geworden ist. Dann war der Tausch, der Rogers sozusagen germanisiert hat, und da war noch Pawlik, der empirische, experimentelle Psychologie lehrte. Insofern war das damals eine sehr interessante und sehr gute Universität.*

G.R.: Mit einer sehr großen Spannweite auch. Wo man dann sehr unterschiedliche Ideen auch.

K.L.: *Viele der Professoren, die hier in Deutschland verteilt sind, stammen aus Hamburg.*

G.R.: Na ja ich kam drauf, weil ich jetzt noch einmal beim Blättern in deinen Arbeiten irgendwo Stichwort „Empathie“ gestoßen bin. Und dann dachte ich, na ja, Hamburg Tausch. Ob das vielleicht eine Auswirkung doch gehabt hat. Als Unterströmung sozusagen.

K.L.: *Ich habe auch eine Weile Gesprächspsychotherapie gelernt. Bei Bastine hab ich da gelernt. Er war Assistent von Tausch. Das hat mir schon damals sehr gefallen. Bis zu einem bestimmten Punkt. Ich hab viel gemacht am Anfang. In den 70er Jahren. Ich hab Gesprächstherapie, Verhaltenstherapie, Gestalttherapie, bei Ammon bin ich sogar ein ganzes Jahr gewesen.*

G.R.: Dynamische Psychiatrie

K.L.: *Ich hab von allem etwas gemacht, rein gerochen. Und ich konnte nirgends wo hängen bleiben. Alles, was ich mitgekriegt habe, in einem Aspekt gefallen, aber nicht insgesamt. D. h., ich war immer auf der Suche. Diese Suche endete mehr oder weniger 78, als ich das Buch: „Paradoxon und Gegenparadoxon“ von Mara Selvini gelesen hab, und das war für mich der Beginn einer völlig neuen Sphäre und wo ich zum ersten Mal wirklich begeistert war. Zumal vom Buch aber zum anderen und noch viel*

mehr von den Ergebnissen, die wir am Anfang in Hamburg gehabt haben. Also schlagende Ergebnisse bei Familien mit psychotischen Jugendlichen nach zwei, drei Sitzungen. Das war wirklich unglaublich. Und wer so etwas erlebt hat, muss hängen bleiben.

G.R.: Finde ich auch nach wie vor ein faszinierendes Buch, muss ich sagen. Wir haben darüber auch viel diskutiert und teilweise auch rumprobiert mit diesen ...

K.L.: *Ich mochte Rogers lieber als Tausch muss ich sagen. Ich hab sehr viel Rogers gelesen. Und fand diese Vorstellung von: „Becoming a person“ z.B. eine sehr interessante Geschichte. Das andere, was mir sehr gefallen hat, ist diese Idee des Respekts. Nicht, dass man nicht besser weiß als der Klient, was für ihn gut sein soll. Im Grunde genommen ist es die Beschreibung einer Haltung. Die Handhabungen waren vielleicht ein bisschen dürftig, aber die Haltung war gut. So hab ich das auch in meinem ersten Buch versucht darzustellen. Den Mut zu Handeln habe ich von dem Verhaltenstherapeuten oder über die Verhaltenstherapie gelernt. Die Psychoanalyse war da sehr zurückhaltend und abwartend. Und dann den Respekt vor der Person haben wir von der Humanistischen Psychologie, glaube ich, gelernt. Die Auseinandersetzung mit größeren Verbänden haben wir dann von der Familientherapie gelernt. Und ich glaube dies alles mündet irgendwo in die systemische Therapie. Systemische Therapie hat das Rad nicht neu erfunden. Die hat das nur etwas anders konzipiert. Oder ingerahmt.*

G.R.: Vielleicht noch einmal zurück zu Chile. Ich bin beim Blättern auch noch mal auf diese Arbeit mit dem Familienbrett bei den Mapuche gestoßen. Die ist ja glaub ich Ende 80, so 88 oder so in der Familiendynamik auch publiziert worden.

K.L.: *Meine Lieblingsarbeit, übrigens.*

G.R.: Die fand ich sehr interessant. Es ist ja auch noch mal eine chilenische Welt sozusagen.

K.L.: *Die mir völlig verschlossen war, als ich in Chile war. Als ich in der Schule von Indianern hörte, war es immer eine so sehr ambivalente Angelegenheit. Die Indianer waren Räuber, Säufer und nehmen sich die Frauen weg, und weiß Gott was alles. Man darf ihnen nicht über den Weg trauen, die ermorden, sonst was, - auf der einen Seite. Auf der anderen Seite waren es die, die 300 Jahre lang gegen die Spanier gekämpft haben und sich nicht ergeben haben. Bis sie fast dezimiert waren. Insofern mutige Vorbilder und gleichzeitig ungeheuer verwahrloste, nicht ernstzunehmende Menschen. Aber das war eine reine Phantasie. Denn in Mittelchile gibt es ja keine Indianer mehr. Und wenn es sich gibt, dann vielleicht als Dienstmädchen in einem Haushalt aber nicht als Volk. Die sind im Süden. Und 87 bin ich dann eingeladen worden an einer Universität im Süden von Chile, Temuco heißt die Stadt. Universität de la Frontilla, Universität der Grenze. Das war die Grenze zwischen dem europäischen Chilenen und dem indianischen Chile. Wo die Spanier, immer wenn sie Festungen gebaut oder Städte gebaut haben, im indianischen Teil, wurden sie kurz darauf angegriffen und*

die Städte zerstört. Das hat 300 Jahre gedauert, dieser Kampf zwischen. Ungefähr so ähnlich wie bei den Sioux oder Apachen in den USA. Das waren noch Nomaden, die chilenischen Mapuche. Insofern hatte sie auch keine Verwaltung wie die Inkas, die man hätte übernehmen können. Man konnte sie nur exterminieren oder in Reservate stecken, wie man später gemacht hat, Ende der 80iger. Und da bin ich in Temuco gewesen und ich war eingeladen worden einen ganzen Monat lang das gesamte Dozententeam der Universität des Psychologischen Instituts systemisch zu unterrichten. Im systemischen Denken, in systemischer Therapie, in systemischer Praxis zu unterrichten. Das ist eine hochinteressante Geschichte. Ich hatte ein DAAD – Stipendium dafür bekommen. Und dann habe ich einen Tag organisiert mit einem Anthropologen der Universität, dass sie mich zu vier unterschiedlichen Familien gefahren haben. Und ich bin mit dem Familienbrett dahingegangen. Ich war von den Socken. Ich fand, deren Vorstellung von Welt, Kosmologie, Verbindung zwischen Menschen, passte so sehr in das, was wir kümmerlich versuchten, in Europa systemisch zu nennen, nicht. Das war so eine natürliche systemische Haltung. Die Art der Verbindung untereinander. Ich war wirklich ganz, ganz begeistert. Insofern das ich das geschrieben habe. Tatsächlich ein Kabinettstückchen. Von mir ausgesehen. Es war nicht wissenschaftlich.

G.R.: Das war eine sehr ungewöhnliche Arbeit. Kommt darauf an wie man Wissenschaft versteht. Also weil es ja doch ein Bericht ist, der führt gewisser Weise in eine andere Welt aber es sind ja dann auch Verbindungen da, die man aufzeigen kann und aufziehen kann. Ach so, dass war also was völlig Fremdes und sozusagen über die Kurve sozusagen also einmal über die Therapie der autopoietischen Systeme zurück nach Chile gekommen bist und da noch einmal über das Familienbrett dann in diesen Teil der chilenischen Vergangenheit und Geschichte, der vorher auch völlig separiert war offensichtlich, ja, und

K.L.: *Es treten auch hochinteressante Verbindungen auf, weil einer der Dozentinnen da, die hat das dann organisiert, dass Humberto Maturana nach Temuco gegangen ist und auch in der Zeit, als ich da war. Und dann haben wir ein paar gemeinsame Veranstaltungen gemacht. Das war schon eine sehr reiche Zeit damals.*

G.R.: War noch gerade das Stichwort „Familienbrett“. Das ist ja nun eine Methode, die sich fast überall etabliert hat und die ja eine riesige Verbreitung gefunden hat, die man auch so vielfältig nutzen kann. Diagnostisch, therapeutisch. Die auch von sehr vielen unterschiedlichen Therapeuten genutzt wird. Also wir benutzen das auch. Und immer wieder. Wie bist du denn darauf gekommen?

K.L.: *Das steht hinter dir, das Familienbrett.*

G.R.: Ja, ja, wie bist du darauf gekommen?

K.L.: *Eine relativ einfache Geschichte. Auch wieder mit ein paar Zufällen gespickt. In den 70er Jahren als wir angefangen haben. Wir hatten schon familientherapeutisch in der Klinik also ab 74 gearbeitet, aber ohne Schulung ohne Kenntnisse, so*

handgestrickt sozusagen. Frau Schönfelder war da, die war eine der ersten Familientherapeutinnen in Deutschland. Aber die hat auch nur handgestickt gearbeitet. Es gab keine Corpus, an man sich hätte orientieren können. Um die Zeit herum entstand die Frage, wie können wir diese sehr komplexen Dinge, die da ablaufen, wo viele Dinge gleichzeitig passieren, möglichst gut dokumentieren. Denn der Sohn hatte der Mutter gesagt, dass der Hund dem Vater in die Hose gebissen hat. Ist einfach zu lang. Und wir fingen an mit Zeichnungen. Aber da musste man die Zeichnung zu schnell verändern. Dann haben wir es versucht mit Marmeln, also sie zu bewegen, aber die rollten weg. Frau Schönfelder benutzte so kleine Münzen, aber die waren dann zu unspezifisch. Dann haben wir einen Scenotest versucht, aber der hat uns nicht überzeugt, weil die Figuren, die da sind haben so viele eigene Attribute: Kleidung. Ja die sind zu spezielle. Insofern suchten wir. Ich hatte eine Gruppe von drei Psychologiestudenten um mich rum gruppiert, die ihre Diplomarbeit darüber machen wollten. Eine Form der Dokumentation von Familientherapie. Und da kam der einzige Mann und der kam mit einem Brett, das er sich selber gebaut hatte, und hatte so einen Besenstiel zersägt in einzelne Teile und das hat er uns dann angeboten und daraus entstand dann nach und nach ein Gespräch darüber. Das Familienbrett und die jetzige Fassung. Und dann fingen wir an da mit vielen Untersuchungen dazu. Wir waren total beeindruckt, wie schnell die Leute in der Lage sind, etwas, was sie noch nie bedacht haben, nämlich die Struktur ihrer Familie, darzustellen und mit einem Gefühl von Zufriedenheit zu sein. Und das andere was wir erkannt haben, was uns sehr wichtig war, ist, dass es für die Dokumentation nicht besonders sinnvoll war, was wir dann gewollt hatten, was für die Familiendiagnostik dann auch nicht besonders sinnvoll war, weil die Bilder mögen sehr unterschiedlich sein in der Erscheinung und doch das Gleiche bedeuten oder auch sehr ähnlich sein und Verschiedenes bedeuten. So waren wir darauf angewiesen, die Leute zu fragen, und in diesem Prozess des Befragens mussten sie häufig erfinden, was sie nicht genau wussten und warum sie es so gemacht hatten. Und in dieser Erfindung sozusagen haben sie konstruktiv ihre eigene Familienstruktur dargestellt und dann merkten wir, das ist ein sehr konstruktivistischer Vorgang und auch sehr kreativer Vorgang. Der auch sehr geeignet ist dafür, Veränderungen zu induzieren, immer mehr damit zu spielen, was da für Möglichkeiten sind. So entstand dann die Hauptidee dazu. Das war die Herkunft.

G.R.: Und es hat sich ja sehr etabliert.

K.L.: *Mittlerweile gibt es, wenn sagen, ich hab das nicht aus eigener Selbstbewahrung nicht tun wollen, im Internet, wenn man „Familienbrett“ angibt, dann kommen jeder Menge Angebote unterschiedlichster Preislage und verschiedene Formen und so. Wir haben versucht, es über Copyright zu schützen – aber das geht nicht. Auch Musterschutz oder so ähnlich gibt es nicht für einen Begriff. Das war auch nicht zu schützen. Da hätten wir prozessieren müssen gegen so viele Leute und das hätte sich nicht gelohnt. Dann haben wir das verkauft an Hogrefe und dann hat Hogrefe den Fehler gemacht m. E., das zu teuer zu verkaufen. Von daher war es sehr*

viel leichter für andere Leute, sich das selber zu machen oder billigere Versionen zu erzeugen und zu verkaufen. Es verkauft sich kaum noch. D. h., das Original verkauft sich kaum noch. Obwohl wir schon ein paar Tausend verkauft haben.

G.R.: Dann haben die Leute selber zur Säge gegriffen, oder wie.

K.L.: Da habe ich nichts dagegen. Wogegen ich schon ein bisschen mehr hätte, ist, dass es Leute gibt, die angefangen haben, das Gleiche zu machen

G.R.: ...dann auch kommerziell zu nutzen.

K.L.: *Eine gab's in der Gruppe, die meint das erfunden zu haben. Und das auch vorgibt, dass war nicht so korrekt. In Österreich ein Kollege, ganz bekannter übrigens, der hat viele Hunderte davon machen lassen und verkauft das in Österreich, so das jeder dachte, es stammt von ihm. Der hat es nie als eigen dargestellt aber er hat es machen lassen. Ein sehr netter Psychiater, der meinte er müsste irgendwie Menschen ermöglichen Zugang dazu zu haben, der hat sich nicht so viele Gedanken gemacht über kommerzielle Aspekte, glaub ich. Ich hab ihn mal angesprochen. Vor nicht langer Zeit. Da war er ganz erstaunt, dass ich das so sehen würde. Für ihn war es so ganz selbstverständlich, dass er das zur Verfügung stellt. Ich hatte kein Interesse daran, Geld zu verdienen.*

G.R.: Das ist auf jeden Fall eine sehr gute Möglichkeit, Sichtweisen, Strukturen und Möglichkeiten darzustellen. Sehr anschaulich und sehr

K.L.: *...und Therapie zu machen damit.*

G.R.: ... weil es sofort sichtbar ist. Man sieht dann mehr, als man denkt. Oder als man gedacht hat.

K.L.: *Das Interessante daran ist, so hab ich das auch damals verstanden. Ich hab sehr viel gelernt von Steve de Shazer und z.B. von seinen Skalierungsfragen. Die hast Du auf einmal sozusagen dargestellt auf einem Brett. Wer wie zu wem steht und wenn er sich nähern würde, was würden die anderen tun und auch zirkuläre Fragen sind enthalten. Die sind implizit enthalten. Du kannst auch implizieren aber die sind schon durch die Darstellung enthalten.*

G.R.: Ja, manchmal ist das Implizierte wirkungsvoller als Explizite.

K.L.: *Ich hab das erlebt in manchen Therapien, wo Leute plötzlich etwas bei einer kleinen Veränderung, die stattfand, etwas gesehen haben, das ich erst einmal überhaupt nicht gesehen habe, und die blieben dann stehen und sagten sie, das ist es und wollten nicht mehr. Die wollten damit schon arbeiten. Nach Hause gehen und arbeiten. Das ist schon interessant.*

G.R.: Ja ich weiß nicht, ob man das so sagen darf. Fragen kann man es ja sicher. Du erwähntest gerade Steve de Shazer. Was ist denn für dich so therapeutisch, was das Therapeutische so unmittelbar klinische, das klinische Verstehen und das klinische

Handeln angeht, also dieser Bereich. Worauf achte ich und wie setze ich das um und in eigenen Äußerungen oder Interventionen, oder wie auch immer man das jetzt nennen will. Was ist da so für dich der wichtigste Ansatz? Kann man das so Steve de Shazer ist lösungsorientiert oder Goolishian mit dem Problemsystem oder ...?

K.L.: *Ich glaube, ich habe von einigen Leuten was gelernt. Ich glaube ich hab mich immer – zeitweilig – als ich was Neues lernte, irgendeiner bestimmten Richtung, einem Ansatz eingeschrieben sozusagen und dann eine Weile lang das ausprobiert. Aber dann relativ schnell dazu übergegangen, das zu integrieren und das, was anfing, so mein Eigenes zu sein. Immer mehr. Für mich ganz Wesentlichen, auch in der klinischen und therapeutischen Seiten wesentlich beeinflussend waren Harry Goolishian, eindeutig mit seinem Konzept des problem determined systems, was ich dann „Problemsystem“ hierin Deutschland genannt habe. Und Steve de Shazer, wobei die Verbindung zu Steve De Shazer eine ganz besondere ist. Vielleicht kann ich das erzählen.*

1983 hatten wir schon einiges ausprobiert. Das Mailänder Konzept und dann hatten wir das ab 1981 nicht mehr weitergeführt, weil wir bekamen auch ethische Probleme mit diesem Konzept. Wir hatten ein paar Therapien gemacht, die so nach dem Kochbuch von Mara Selvini, die z. T. sehr effektiv waren aber der Preis z. T. sehr hoch. Insofern waren wir sehr, sind wir davon weggekommen. Wir haben das also zwei Jahre lang gemacht, also dieses Mailänder Konzept angewandt. Das wir mir so sehr nach dem Motto „Das Ziel heiligt die Mittel“. Und das wollten wir nach einer Weile nicht mehr in Hamburg. Und dann sind wir in Berührung gekommen mit neuer Literatur aus Family Process und so, wo man sich die Frage stellte, das war so Anfang der 80iger Jahre, was ist Therapie? Ist es Wissenschaft oder Kunst. Stierlin hat auch darüber geschrieben. Aber davor haben noch Allman, Keeney und andere Leute darüber geschrieben. Und so fingen wir an zu überlegen, wenn es Kunst ist, wie macht man das. Und haben wir tatsächlich so eine ästhetizistische Phase unserer Therapien in Hamburg gehabt. Wobei in Hamburg waren wir sogar bei uns in der Klinik eine Gruppe. Wir hatten uns einen ganzen Tag in der Woche nur für Familientherapie sozusagen freigehalten. Und keine sonstigen Verpflichtungen. Wir haben im Team gearbeitet. Manchmal für eine Familie den ganzen Tag investiert. Die Tapes noch einmal geguckt und noch einmal geguckt. Überlegt, ob man was besser machen kann. Das war eine sehr sehr intensive Lehrzeit. In eigener Regie, weil wir ja keine Leitung hatten. Und das war eine sehr reiche Zeit. Und dann hatten wir eine Zeit lang gemeint, wir machen schon sehr anständige ästhetische Therapien, die ziemlich lange dauerten. Mit Austausch von Bildern und weiß Gott was alles, mit den Familien. Und dann hat Jürgen Hargens gehört, dass der Alex Mollner, ein Mitarbeiter von Steve de Shazer, in Deutschland sei über einen Dozentenaustausch, hier in Coesfeld war der übrigens, der war Pädagoge von Haus aus. Und den haben wir dann nach Hamburg eingeladen und hatten wir eine Familie, vormittags eingeladen, die er und seine Frau behandeln würden, mit meiner Übersetzung, und nachmittags dann eine Familie, die wir behandeln würden. Wir würden zeigen, wie wir arbeiten. Und dann hat, wir waren daran gewöhnt, Sitzungen von 1,5 bis 2 Stunden zu führen. Alex hat

sich dann mit dieser Familie hingestellt. Nach 25 Minuten verließ er schon den Raum. Wir dachten zu einer ersten Beratung. Nein, das war die Abschlussberatung. Er hat sich mit seiner Frau fünf Minuten unterhalten. Nach 5 Minuten hatten sie schon eine Intervention zusammen. Eine Abschlussintervention. Nach 35 Minuten war alles vorbei. Uns ging das Kinn bis an die Knie runter. Wir kriegten den Mund nicht mehr zu und uns wurde panisch, dass wir Nachmittags zeigen mussten, was wir machen. Das haben wir irgendwie über die Runde gekriegt, z. T. sehr peinlich, aber immerhin. Aber das Wichtigste, was wir gelernt haben in dieser Zeit, also ich und meine Kollegen mit Sicherheit. Wir hatten vergessen, dass Therapie nicht nur eine schöne Geschichte sein soll, sondern sie soll auch nützlich sein. Dass es auch pragmatisch ist. Es ist nicht eine Frage von Wissenschaft oder Kunst, Ästhetik oder Pragmatik sondern beides. Und das ist die Zeit, wo ich anfing diese Leitmotive zu entwickeln. Von Nutzen, Schönheit, Respekt. Es müssen diese drei Aspekte berücksichtigt sein, damit es geht. Therapie hat nützlich zu sein, aber die hat nach Möglichkeit auch schön und vor allem respektvoll zu sein. Diese drei Kriterien. Und da war es mir ganz klar, ich musste Steve de Shazer kennen lernen. Ich habe das genutzt, dass ich dann bei Karl Tomm in Calgary war, dass ich auf dem Rückweg dann in Milwaukee gehalten habe und einige Tage bei ihm war und gesehen habe, wie die arbeiten und so. Und ich war von den Socken. Mit welcher Schnelligkeit und welcher Präzision sie damals gearbeitet haben. Und welcher Unbekümmertheit sozusagen über irgendwelche kollateralen Probleme, die es gäben könnte. Also dass sie genau auf den Punkt zugegangen sind und mit enormen Erfolg. Das hat mich total beeindruckt. Kam nach Hamburg zurück und gleich meine Kollegen infiziert mit dieser neuen Geschichte und ganz schnell angefangen, alles nur noch lösungsorientiert zu machen. Mit Standardfragen und Standardinterventionen. Und dieses Spiel haben wir ungefähr ein Jahr gespielt. Bis dann sich das irgendwo etwas verbraucht hatte und dann mussten wir auch was anderen wieder suchen. Dann habe ich Harry Goolishian besucht, ein Jahr später. Das ist dann wieder eine neue Geschichte. Und als ich Harry Goolishian kennen gelernt habe, ich hab ihn besucht in Houston, ergab sich, dass der Tom Anderson zum ersten Mal in Amerika war und auch zu dieser gleichen Zeit zu Besuch war in Galveston, so dass wir drei bis vier Tage gemeinsam verbracht haben. Viele Therapien gemacht haben. Und ich war, muss ich zu meiner Ehre oder wie auch immer sagen, ich war in dem ersten Reflecting Team, das stattgefunden hat außerhalb von Norwegen, mitbeteiligt und ich habe das Reflecting Team nach Deutschland nachher gebracht. Und in Hamburg angefangen damit zu arbeiten. Insofern. Die 80er Jahre waren für mich die goldenen Jahre. Ich habe das Gefühl gehabt, alle halbe Jahre habe ich was Neues gelernt, was mich weitergebracht oder vervollständigt hat. Kurz darauf kam Michael White mit seinen Vorstellungen von Neubeschreibungen der eigenen Entwicklung. Es gab so viele hochinteressante Ansätze in der Zeit, und Luhman kam. Was Maturana angesprochen hatte im Hinblick auf Kognitionstheorie, Erkenntnistherapie war jetzt sozialtheoretisch untermauert und das war für mich ein enormer Fundus.

G.R.: Du sagtest gerade, das interessiert mich, weil wir so in den 80ern auch mal Boscolo bei uns in Göttingen zu Besuch hatten zu mehreren Konsultationen und danach auch noch intensiveren Kontakt, also direkten Kontakt mit den Heidelbergern, die häufiger bei uns waren, der zirkulären Befragung und auch mit hypnotherapeutischen Techniken. Ethische Probleme, also inwiefern, bei den ersten Selvini-Ansatz, also mit der paradoxen Intervention, oder?

K.L.: *Ein Beispiel: Wir hatten damals tatsächlich das Buch „Paradoxon und Gegenparadoxon“ wie eine Fibel betrachtet. Dann Kapitel für Kapitel mehr oder weniger alles ausprobiert, was da drin war. Und eine dieser Interventionen war so, dass es darum ging, in die Familie zurückzugeben, dass das Kind, das angeblich krank ist, eigentlich das gesunde Kind sei, das sich nur krank zeige, um zu vermeiden, dass das andere Kind, das sich gesund zeigt, bei dem erkannt wird, dass er eigentlich der Kranke ist. Wir haben tatsächlich diese Intervention ausprobiert. Mit einer Familie von einem Jugendlichen, 16 jährigen, der in der Neurologie damals in der Erwachsenenneurologie war und hatte psychomotorische Anfälle, eine Art von Epilepsie. Es war so weit gekommen, das er bis zu 200 Anfälle pro Tag produzierte. Der lief sozusagen mit dem EEG an der Hand. Und die Neurologie wusste nichts damit anzufangen. Bis sie uns dann gefragt haben, ob wir da konsiliarisch was machen können. Und diese Familie kam zu uns. Wir machten eine erste Therapiesitzung mit dem Vater, der Mutter, diesem Jungen und seinem jüngeren Bruder von 13 Jahren, der etwas stotterte. Wir haben dann, weil es an der Zeit war, diese Intervention mal auszuprobieren, das tatsächlich ausprobiert und gesagt, dass der, der sich krank gibt, ist nicht der Kranke, sondern er tut nur krank, zumal der andere, der sich für gesund gibt, eigentlich der Kranke ist. Das macht man alles, um zu vermeiden, dass die Familie irgendwie Probleme bekommt oder sich trennt, wie man das damals eben so machte. Das Ergebnis war brutal. Dieser junge Patient hat aufgehört Anfälle zu zeigen, von jetzt ab sofort. Er hatte keine Anfälle mehr. Der Jüngere aber, der verschwand für 14 Tage und kein Mensch wusste, wo er steckt und dann hat man ihn gefunden. Er hatte sich irgendwo in Schleswig-Holstein in einem Bauernhof in einer Kate versteckt, er wollte sich nicht mehr zeigen, er wollte eigentlich sterben. An dem Abend des Gesprächs hat der Vater von seiner Frau sich getrennt, verließ das Haus und wohnte nur noch im Büro. Ich denke es ist eine Menge passiert. Aber der Preis der war zu hoch. Es war, wenn man das so will, wenn man das nur vom Nutzen her betrachtet im Hinblick auf das Symptom, das das Ganze ausgelöst hat, total erfolgreich. Aber der Preis nicht. Das ist der Moment, wo wir anfangen zu denken, so wollen wir das nicht. Es muss eine Möglichkeit geben, genau so erfolgreich zu sein, ohne diesen Aufpreis in Kauf zu nehmen. Auf eine sanftere oder menschlichere oder humanere Weise oder wie auch immer man sagen will. Ich glaube, dass die Jungs aus Mailand nachher das auch gemacht haben. Die andere Wendung.*

G.R.: Dann habt ihr ja doch eine etwas andere Entwicklung genommen, du oder deine Gruppe als die Heidelberger Gruppe.

K.L.: *Oh, ja. Wir hatten sowieso ein sehr kompliziertes Verhältnis. Wir haben zur gleichen Zeit angefangen. Aber ein wesentlicher Unterschied zwischen denen und uns war, dass sie die Leitung auf ihrer Seite hatte. Insofern hatten sie die Möglichkeit, viele Leute einzuladen, was wir ja gar nicht hatten. Unsere Chefin war zwar auch Familientherapeutin, aber nicht so sehr interessiert an dieser neuen Mailänder Geschichten und so. Die hat uns zwar gewähren lassen. Die hat uns nicht torpediert, verboten oder so, aber stand nicht unbedingt dahinter. Wir mussten uns unter uns organisieren. Wir hatten nicht die Möglichkeit, die Großen einzuladen. Außer auf Kongressen, wo wir mal gewesen sind. Insofern waren wir auch nicht verpflichtet zur Treue, was auch sehr praktisch war. Ich glaube die Heidelberger, weil sie sich ja sehr verheiratet haben mit den Mailändern, haben sie sehr lange Zeit mit ihnen sozusagen den gleichen Weg bestritten und möglicherweise hat sie dies auch unter Umständen daran gehindert, manche neue Entwicklungen mitzugehen. Wir wussten immer irgendwie voneinander, aber wir hatten sehr wenig miteinander zu tun. Wir haben zwar viele Amerikaner, die wir zufällig kennen gelernt haben, durch diese Reisen, die ja opportun waren, als erstes nach Deutschland eingeladen und dann den Heidelberger vorgeschlagen, sie auch mit einzuladen, damit die Kosten geteilt werden können. Davon haben sie auch Gebrauch gemacht. Wenn sie aber eingeladen haben, haben sie uns nicht gefragt. Das war eine einseitige Großzügigkeit, die wir dann aber unterbunden haben. Danach gab es keine Verbindung mehr zwischen Heidelberg und uns.*

G.R.: Es sind doch tatsächlich etwas unterschiedliche Entwicklungen. Ich weiß nicht, wie es jetzt ist. Aber jetzt hat sich das auch alles ... Heidelberger gibt es ja in dem Sinne nicht mehr. Und da hat sich ja sehr individualisiert oder in verschiedenen Untergruppen aufgeteilt. Was ist denn z.Zt. für dich das Wichtigste in der systemischen Therapie, was denkst du, was ist das Zentrale, was du gern vermittelst in Weiterbildungen, was soll sozusagen rüberkommen, was ist die Message, wie man auf Neudeutsch sagt?

K.L.: *Es ist schwierig, das auf einen Nenner zu bringen. Ich hab ja über die Jahre eine klinische Theorie entwickelt, und das ist ein in sich geschlossenes Programm, in dem die einzelnen Bestandteile Platz finden. Das ist das, was ich meistens vertrete, wenn ich eingeladen bin, etwas zu erzählen. Eine der wesentlichen Sachen, die mir erscheinen, ich glaube, es sind drei. Ich habe das für mich immer so dargestellt. Drei Dinge, die für mich die systemische Therapie unterscheidet von anderen Therapien, außer dass es sich orientiert am so genannten systemischen Denken, das wiederum anders als das übliche Denken in der Wissenschaft ist. Es ist die Vorstellung von Autonomie, dass Menschen sich autonom organisieren und dass man insofern heteronom sie nicht kausal bedingen kann. Man kann sie vielleicht beeinflussen, wenn man das richtig macht, aber nicht bedingen. Eine Therapie muss dann so konzipiert werden, dass sie nicht vorgibt, wie der andere zu sein hat, sondern sich an ihm orientiert, um ihm zu helfen, sozusagen sich selbst zu verändern. Und das erscheint mir sehr zentral. Das andere, was mir ganz wichtig erscheint, dass wir es mit*

Kommunikation zu tun haben. Und da kommt Luhmann wieder ins Gespräch. Kommunikation ist ja ein geschlossener Bereich, wenn man das so will, einer der Bezug immer nur auf sich selber nimmt. Kommunikation kann auch nicht kausal funktionieren, es gibt nichts Kausales an Kommunikation. Kommunikation ist ja nur in der Zeit, wenn man so will. Insofern gelten die Gesetze der Kausalität, die für die dingliche Welt gedacht sind, nicht. D. h., will man Probleme verstehen, und behilft man sich mit diesem Konzept, wird man verstehen, dass Probleme nur stattfinden können, wenn sie in ein System der Wiederholung gekommen sind, wo sie immer wieder neu erzeugt werden, also Probleme werden erzeugt. Und wenn sie erzeugt werden, dann muss eine Therapie so gedacht sein, dass sie es dem Menschen ermöglicht, das, was sie erzeugen, sein zu lassen und Alternativen zu verwenden, die sie wahrscheinlich schon von vornherein haben, aber vielleicht weniger beachten. Insofern verstehe ich systemische Psychotherapie als eine Anregung zum Wechsel der Präferenzen – so nenne ich das, das ist mein Slogan. Mehr von dem zu tun, was einem gefällt, einem gut tut und das andere sein zu lassen. Dafür dass da Veränderungen stattfinden, ist ein Wagnis notwendig, das ist die Idee. Weil ich glaube, dass alle Probleme, die Menschen erzeugen, außer den organisch begründeten, die werden (der Faden ist gerissen).

Über Vermeidung (den Begriff suchte ich). Das heißt, es geht um die Vermeidung von Alternativen, von denen man sich nicht gewiss sein kann, ob sie besser sind, und wo man vielleicht aufs Spiel setzt zentrale wesentliche existentielle Beziehungen, in denen man steckt. Insofern können diese Probleme nur in existentiell wichtigen Beziehungen vorkommen. Ich glaube, dass Therapie dann Bedingungen schaffen muss, damit Menschen eine Veränderung wagen können. Und ich glaube, dass diese ganze Geschichte, was man früher positive Konnotation genannt hat, oder vielleicht Komplimente bei de Shazer oder in diese Richtung. Also ich spreche eher von Würdigung. Mir geht es darum, dem Menschen zurückzugeben oder zu erkennen zu geben, dass das so wie sie leben, wie sie reagieren, erzeugt oder zustande gebracht haben, berechtigt ist. Dass es da noch Alternativen gibt. Bevor es um Alternativen geht, ihnen vorher das Gefühl geben, so wie du bist, so bist du richtig. Und wenn das gelingt, dann ist die Wahrscheinlichkeit viel größer, dass sie sich in dieser therapeutischen Beziehung genügend gesichert fühlen, dass sie es wagen können, etwas zu ändern. Das heißt für mich ist Psychotherapie, wenn man das so will, die Ultrastabilisierung einer Veränderung.

G.R.: Find ich interessant. Denn Würdigung der Begriff, ist finde ich, nicht so weit weg von dem, was Boszormenyi-Nagy Anerkennung nennt. Man könnte es ja auch von der Bindungstheorie her sehen: explorieren kann man leichter, wenn man sicher gebunden ist.

K.L.: Ich glaube, dass ist das, was Psychotherapie leistet. Sie leistet über die therapeutische Beziehung, von der man mittlerweile weiß, wie ungeheuer wichtig sie ist für ein Ergebnis. Sie erzeugt einen Kontext, in dem die Leute es wagen können,

Dinge zu sagen, zu empfinden, zu explorieren, die sie sonst unter normalen Bedingungen nicht können, weil sie ja nicht wissen, was dann passiert.

G.R.: Deine Eltern leben noch oder sind verstorben?

K.L.: *Meine Eltern sind beide gestorben. Ich bin jetzt in Kontakt getreten mit Leuten an der Universität Punta Arenas, die südlichste Stadt in Chile. Dann habe ich es so organisiert, dass sie mich auch in Santiago und Temuco eingeladen haben. Und so mache ich das, wenn ich nach Chile gehe, dass ich ein paar Wochen Urlaub mache bei Freunden, denn direkte Familie habe ich nicht mehr. Meine Eltern sind gestorben, mein jüngerer Bruder ist auch gestorben, ich hab nur noch weitläufige Verwandtschaft von meiner Mutter.*

G.R.: Und dein Bruder der in LA war, ist der jüngere Bruder.

K.L.: *Nein, das ist der Ältere, der lebt noch, der Jüngere ist gestorben. Er ist sehr früh gestorben. Auch in Folge der politischen Wirren in Chile. Der ist exiliert worden und der hat das nie ganz für sich verarbeiten können. Dann nutz ich das und bin ich dann in Temuco und in Puntas Arenas und da mach ich Workshops, Vorträge und so. Jetzt im nächsten Jahr fahr ich wieder hin, weil wir das 50jährige Jubiläum haben, als wir die Schule beendet haben. Es treffen sich dort die alten Herren. Das will ich auch verbinden mit ein paar Reisen in den Norden, wo ich mich nicht so gut auskennen. So lerne ich Chile kennen.*

Ich habe natürlich eine emotionale Verbindung zu Chile. Ich bin Chilene. Bei all dem, was ich sonst sein mag. Im Herzen bin ich Chilene. Das bleibe ich auch. D. h. nur, dass das Chile, von dem ich weggegangen bin, gibt es nicht mehr. Man muss sich vorstellen, Chile hatte damals nicht einmal 6 Millionen Einwohner, als ich weggegangen bin. Das war 1963. Und heutzutage hat es über 15 Millionen. Die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, Viña del Mar, auf der anderen Seite von Valparaiso, hatte damals 80 .000 Einwohner und hat mittlerweile 450.000 oder so. Das sind völlig andere Dimensionen. Das war eine gemächliche kleine Stadt, in der ich ausgewachsen bin, die im Sommer etwas voller war, weil die Leute aus der Hauptstadt kamen, weil da die Strände sind und dann im Winter sehr leer. Man kannte fast jeden. Und mittlerweile finde ich mich in der Stadt nicht einmal zurecht, wenn ich da bin, weil alles so verändert ist.

G.R.: Natürlich ist ja auch fast ein halbes Jahrhundert.

K.L.: *Das ist Amerika. Und in Amerika hat man nicht so diese Verbindung zur Tradition, wie man das in Europa hat, dass man versucht, alte Gebäude zu schützen und zu erhalten. Da wird rausgerissen und neu gebaut. Je höher desto besser.*

G.R.: Ist das dann eher die Mentalität, die ...

K.L.: *Es sind Kolonialländer, darf man nicht vergessen.*

G.R.: Spanisch geprägt.

K.L.: *Aber Chile war nie so ganz spanisch geprägt. Aber sehr früh auch andere Einflüsse gehabt. Genau wie Argentinien. Das sind die Länder, die eher europäisch sind in Südamerika. Besser gesagt, weniger südamerikanisch oder ursprünglich amerikanisch, eher orientiert auch an USA.*

G.R.: Die Verbindung ist innerlich sehr stark und äußerlich noch da.

K.L.: *Es ist eine Verbindung zu einer Erinnerung, zu einer Chimäre. An eine Welt, die es mal gegeben hat, aber die es heute nicht mehr gibt.*

G.R.: So geht's uns ja – glaub ich – allen, irgendwann.

K.L.: *In Europa verändern sich die Dinge langsamer. In 50 Jahren hat sich Hamburg nicht so sehr verändert. Außer, dass es natürlich wieder aufgebaut worden ist. Das hat der Krieg beigesteuert. Oder in Göttingen hat sich die Welt nicht so verändert. Aber wenn du in größeren Städten in Chile gehst und du warst 50 Jahre nicht mehr dort, dann weißt du nicht mehr wo du bist.*

G.R.: Ja, rasante, schnelle Entwicklung.

K.L.: *Eine immense Vermehrung. Viele junge Leute.*

G.R.: Das verläuft ja in der Regel in Zyklen, nach Beschleunigungsphasen kommen ja auch wieder oft Verlangsamungsphasen.

K.L.: *Es wird passieren. Man geht davon aus. Chile geht es wirtschaftlich so gut, wie noch nie. Es ist im Moment das Land in Lateinamerika, mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen. Insofern hat sich auch einiges verändert. Man hat nicht mehr so viele Kinder wie früher. Das ist ja verrückt. Je mehr Geld man hat, desto weniger Kinder hat man. Das ist auch das Problem der industrialisierten Länder. Insofern erzählte mir einer von der UNESCO, dass man davon ausgeht, dass in Chile innerhalb einer Generation genau das passieren wird, was in Europa passiert, nämlich dass es eine Veralterung der Bevölkerung gibt und nicht mehr so eine Basis an Jugend, die das Ganze hält.*

G.R.: Früher war die Kinderzahl die Altersversicherung. Das entfällt ja. Da kann man gespannt sein, wie es weiter geht. Was mich noch interessieren würde, wenn du dich nicht mit Therapie, Theorie, Konzepten, Fachlichem befasst, vielleicht auch nicht mit den engeren Familienaufgaben. Was machst du dann gerne? Womit beschäftigst du dich?

K.L.: *Oh, das ist eine schwierige Frage. Ich habe in meiner Lebenszeit, ja seit dem ich angefangen habe zu schreiben – also Ende der 70er –, also praktisch keine Hobbys mehr gehabt. Ich habe keine Zeit mehr gehabt. Das einzige was mir noch bleibt, ist das ich gern Filme sehe. Fernsehen so gut ich kann.*

G.R.: Alles was kommt?

K.L.: *Nein, Spielfilme. Gute Filme in der Regel. Im Wesentlichen gucke ich mir an, was da angeboten wird, an europäischen Filmen. Oder gute amerikanische Filme. Also das sehe ich mir sehr gerne an. Und jetzt wo ich Rentner bin, dass darf man auch nicht vergessen, habe ich mehr Zeit. Ich bin mehr Vater geworden, als ich früher war. Meine ersten Kindern sind in die Welt gekommen, als ich dabei war zu promovieren und meine Karriere aufzubauen und solche Sachen, d. h. ich habe sie viel weniger gesehen. Ich hab sie immer präsent gehabt, aber sie weniger gesehen. Der Kleine heute ist neun Jahre, der kommt gern nach oben und wir machen Sachen zusammen oder ich bringe ihn zum Fußball. Gucke mir seine Spiele an, wenn ich Zeit habe. Ich mache sehr viele Dinge, die ich früher nicht hab machen können. Ich schreibe auch weniger. Mach weit gehend noch Lehrveranstaltungen oder so. und Supervisionen in Kliniken, Beratungsstellen und Praxen.*

G.R.: Also mehr Zeit für den Sohn und das Fußball spielen. Das sind auch schöne Sachen.

K.L.: *Und ich mache mehr Haushalt, was ich früher nicht gemacht habe. Irgend jemand hat sich vor ein paar Jahren über mich lustig gemacht, weil ich ja als Arbeitstier gelte, mit einer gewissen Berechtigung. Was sich eines Tages ändern würden, wegen Überprüfung der Hausaufgaben des Sohnes und beim Haushalt. Und das ist genau das, was ich jetzt mache. Aber gern. Ich bin gar nicht so unglücklich darüber.*

G.R.: Das ist ja schön. Also ich mach das auch ganz gern, solche Tätigkeiten. Ich freue mich eigentlich, wenn ich etwas Luft zuhause habe. Ich keine Arbeit habe und nicht weg muss. Ich sehe hier eine Reihe von CD's rumstehen. Das bringt mich auf die Idee, dass du auch gern Musik hörst.

K.L.: *Ich höre Musik gerne. Im Hintergrund natürlich. Und manchmal hole ich mir Filme, die ich mir hier oben ansehe. Ich bin sehr gern in diesem Nest. Es ist genügend drin und genügend weit sozusagen. Ich kann mir die Welt von oben angucken und komme schnell in Verbindung wieder mit der Welt da unten. Das ist schon etwas sehr Angenehmes.*

G.R.: Gibt es noch etwas, was du gerne ergänzen würdest, zu dem bisher Gefragten oder Gesagten?

K.L.: *Ich habe das Interview mit Rotthaus kürzlich durchgelesen oder Teile zumindest. Und da hat, glaube ich, der Tom Levold gefragt, was das Wichtigste in seiner Kindheit gewesen wäre. Vielleicht kommt du auch auf eine solche Idee.*

G.R.: Ich wollte die Fragen nicht wiederholen, die er gefragt hat.

K.L.: *Aber da kam ich ins Denken darüber, was sind Dinge, was könnte ich sagen. Ich hab mehrere Erlebnisse gefunden, manch sind nicht öffentlich zu erläutern, aber woran ich mich erinnere, ist, glaub ich, ist auch sehr kennzeichnend für die Art, wie ich mich entwickelt habe. Mein älterer Bruder ist acht Jahre älter als ich. Er ist aus*

der ersten Ehe meiner Mutter. Halb Italiener. Sehr phantasie reich, konnte total gut zeichnen und malen. Und er war einer von diesen großen Jungs, die sich manchmal mit dem kleinen Bruder beschäftigen, der hat so etwas Kindisches in sich. Der hat mir erzählt, dass es Bäume gibt, an denen Münzen wachsen. Und ich war vielleicht 5 oder 6. Schon genügend alt, um kritisch zu sein und zu denken, das gibt es nicht. Und das hat er mir bewiesen. Indem wir gemeinsam eine Kupfermünze aus Chile gepflanzt haben, an einer bestimmten Stelle im Garten. Am nächsten Tag bin ich rüber gegangen zu gucken und da war tatsächlich schon was ausgekommen. So was Grünes. Am nächsten Tag war es größer und nach etwa einer Woche oder länger war es schon ein kleines Büschlein. Und irgendwann war eine erste Münze dran. Und am nächsten Tag waren mehr Münzen dran, und ich war total überzeugt, dass es Bäume gibt, an denen Münzen wachsen. Und weil mir diese Geschichte so wichtig erscheint. Mein Bruder hat mir viele solcher Geschichten erzählt. Auch die vom Krieg zwischen den Katzen und den Hunden. Und jede Nacht würden die Hubschrauber kommen und unseren Hund abholen und die Katzen von den Nachbarn und die würden dann auf das Kriegsfeld gebracht, wo sie dann miteinander kämpfen. Bevor wir wieder aufwachen, würden sie wieder mit dem Hubschrauber zurückgebracht werden. Was habe ich versucht, wach zu bleiben, um den Hubschrauber zu sehen. Weshalb ich das erzählt hat. Ich weiß nicht, ob du ein bisschen die lateinamerikanische Literatur kennst, Garcia Marquez . Ich glaube das Kennzeichen an dieser Literatur ist, dass es einen sehr losen Umgang mit der Wirklichkeit gibt. Dieses sehr Konstruktivistische und sehr kreativ, auch bei Isabelle Allende gibt es zum Beispiel diese Frau mit den grünen Haaren, und sie schwebt über den Bahnhof, weil sie keine Lust hat zu gehen. Ich glaube, ein bisschen davon haben wir alle in Südamerika. Ich glaube, dies ist eine der Eigenschaften oder wie auch immer, von denen ich glaube, dass sie mir hier sehr genutzt haben in Deutschland. Deutschland ist in der Regel etwas pragmatischer oder realistischer. Das Leben ist vielleicht härter auch, ich weiß es nicht. Zumindest war es einmal und man hat es übernommen oder es ist noch immer so. Und ich glaube, dass diese Freiheit, die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind, da hat mein Bruder ein ganzes Stück Einfluss darauf gehabt.

G.R.: Ach das find ich sehr schön. Sehr interessant. Was ist aus dem Baum geworden?

K.L.: *Das kann ich dir nicht sagen. Wenn ich mich richtig erinnere, ich weiß nicht ob ich das jetzt wieder neu konstruiere. Aber ich glaube, ich wusste immer, dass es nicht stimmt. Und ich war dann auch sehr glücklich.*

G.R.: Das ist ja auch was Schönes, dass manchmal eben etwas einen doch zufrieden macht, obwohl man weiß, dass es nicht stimmen kann. Und vielleicht stimmt es ja doch ein bisschen.

K.L.: *Ich verwandele oft auch mein Verständnis von Therapie. Ich habe einen Workshop gemacht, wo ich ein Band gezeigt habe, eine Therapie, die ich gemacht habe, und da wurde ich gefragt, es ging, glaube ich, um eine Magersüchtige. Ich benutze die Metapher, dass diese Mädchen magersüchtig geworden sind, weil sie sich*

nicht im Klaren sind, ob sie der Mutter zutrauen können, dass sie leben können ohne die Tochter. Und wenn sie diese Sicherheit nicht haben können, dann können sie auch nicht erwachsen werden, weil sie das auf Kosten der Mutter machen werden. Und das ist eine sehr hilfreiche Sichtweise, weil es uns wegbringt von der Schuldfrage. Es erlaubt, relativ an der Schuldfrage vorbei, in diesem System zu arbeiten. Die eine hat mich dann gefragt, ob ich wirklich glaube, dass dies so sei. Und ich erinnerte mich an den Baum von meinem Bruder. Ich würde sagen, ja und nein. Ich würde sagen, da ist was dran. Aber ich bin nicht sicher, ob es so ist. Aber das ist nicht das, worauf es mir ankommt. Worauf es mir ankommt ist, dass es nützt. Nützt auf eine schöne Weise. Und was mein Bruder mit mir gemacht hat., das hat genützt auf eine schöne Weise. Obwohl es nicht wahr war.

G.R.: Ein Bisschen mit der Realität spielen? Oder mit den Möglichkeiten spielen?

K.L.: *Das ist sehr früh in mir gewesen. Ich habe dann auch sehr früh Gedichte geschrieben. Und ich habe mir sogar die Unverschämtheit erlaubt, mit 18 Jahren einen Gedichtsband zu publizieren in Valparaiso, in dem es auch um solche Sachen geht. Was ist wahr, was ist nicht wahr. Insofern war ich, glaub ich, vorgesehen dafür, Konstruktivist zu werden.*

G.R.: Das Schreiben hat dir dann schon Vorstudium und systemischer Therapie etwas gegeben.

K.L.: *Ich mochte sehr die Sprache. Sprache war mir immer sehr wichtig. Das Ausdrücken über Sprache. Das ist eine Sache, die ich nach wie vor sehr bedauere. Dadurch, dass ich meinen Sprachraum verlassen habe, in einen neuen Sprachraum hineingewachsen bin und gleichzeitig einen dritten gehabt habe, von meiner Kindheit her englisch. Ich kann mich in drei Sprachen relativ gut zurecht finden. Aber ich habe keine eigene Sprache. Nein, ich dachte z. B., weil wenn ich auf deutsch geschrieben habe, ich hab das immer Freunden und Kollegen gezeigt und die haben das dann korrigiert, rot markiert was verändert werden sollte, das war sehr praktisch und ich bin sehr dankbar und ich habe sehr viel gelernt dabei. Und dann war ich in Chile eingeladen als ich in Temuco war. Ich hab da auch was geschrieben und ich hab das einer Kollegin gegeben, sie hat es mir genau so gegeben zurück. Das heißt, ob ich auf spanisch oder deutsch schrieb, ich bekam das korrigiert zurück. Ich war nicht in der Lage, es so zu schreiben, wie ich gern geschrieben hätte. Ich glaube es hat viel damit zu tun, dass eine Sprache will gelebt sein, will gelebt sein, will aber auch Wurzeln haben. Für mich ist die deutsche Sprache gewissermaßen wurzellos. Ich genieße so vieles an der deutschen Sprache. Die Möglichkeit, dass man sich differenziert ausdrücken kann, solche Begriffe wie Sinn und Nichtsinn, gibt es in keiner anderen Sprache. Gleichzeitig habe ich im Spanischen viele Wurzeln. Aber dieser Baum ist nicht gewachsen. Er hörte auf, als ich 20 war. D. h. im Grunde spreche ich die Jugendlichensprache der spanischen Sprache.*

G.R.: Liest du manchmal noch was auf spanisch?

K.L.: *Wenn ich dazu komme überhaupt einen Roman zu lesen, dann auf spanisch. Denn da habe ich den direkten Zugang. Ich habe von Isabelle Allende „Geisterhaus“ mal angefangen zu lesen, auf Deutsch. Das wurde mir geschenkt und dann kam ich auf der siebten Seite auf etwas, das hieß Fleischtaschen. Ich konnte mir unter diesem Begriff nichts vorstellen. Gott sei Dank gab es unten eine Fußnote, auf spanischen Empanadas, und als ich das hörte, wenn ich nicht in der Lage bin, in einem Buch eine Empanada zu erkennen, dann kann ich das Buch nicht lesen.*

Damals habe ich geschrieben: Niemals von den Menschen wollte ich Urteile fällen. Auch nicht zu versuchen, sie zu verändern oder ihnen zu nahe zu kommen, in gequälten Lagen. Das mit 18 Jahren.

G.R.: Das hast du doch konsequent weiterverfolgt.

K.L.: *Unklarheit, ich will wissen, wer ich bin? Wozu? Warum? Der Zweifel, der schmerzt. Aber wenn ich die Antwort bekäme, worüber würde ich weinen? Das Schicksal, ich erkenne meinen Weg nicht, ich weiß nicht einmal, ob es einen gibt. Ich kann mir das Ende nicht vorstellen. Noch viel weniger, ob es eines gibt.*

G.R.: Ich finde das sehr interessant auch im Hinblick auf die systemische Therapie.

K.L.: *Ich glaube nicht, dass man im Leben neue Dinge schafft. Ich glaube, dass man immer wieder anknüpft oder aufbaut auf irgendetwas.*

G.R.: Es ist nicht völlig neu. Es ist eine Veränderung der Entwicklung es ist doch ...

K.L.: *Ich hab Psychoanalyse gelernt ein bisschen. Ich habe Verhaltenstherapie gelernt, Gesprächspsychotherapie, Gestalttherapie, und das alles hat mir irgendwie gefallen aber nirgendwo bin ich hängen geblieben - ich war zwei Jahre auch in Psychoanalyse auch als junger Mann – und das hat mir alles irgendwie gefallen aber noch nicht vollständig. Vielleicht „überzeugt“ ist das falsche Wort. Ich glaube, es passte nicht vollständig zu mir. Dieses Systemische hat gepasst.*

G.R.: Man ja immer das Gefühl, ob es eine Gestalt ergibt oder nicht.

K.L.: *Insofern glaube ich, dass die Idee von Klaus Grawe, das man so etwas wie eine allgemeine Psychotherapie haben könnte, völlig daneben ist. Weil ich glaube, um ein guter Psychotherapeut zu sein, muss man in der Lage sein können, sich mit dem zu identifizieren, was man tut. Und das kann nicht für jeden gleich sein. Insofern glaube ich...*

G.R.: Und das ist auch kein Werkzeugkasten, aus dem man das mal raus nimmt, wo man mal Elektriker und mal Klempner ist.

K.L.: *Also ich hätte überhaupt keine Begabung, ein traditioneller Psychoanalytiker zu sein, der viele Sitzungen lang hinter der Couch sitzt und abwartet, dass etwas kommt, worauf man deuten kann. Da würde ich eingehen. Ich muss handeln können. Ich bin*

da einfach zu unruhig dafür. Aber ich kann mir vorstellen, dass es Psychoanalytiker gibt, die auf diese Weise einen super gute Arbeit machen.

G.R.: Vielleicht machen wir an dieser Stelle mal eine Punkt. Es war ja wahnsinnig interessant.